

# »Diese Leute«

**Der Dokumentarfilm »Das Ungesagte« lässt Deutsche zu Wort kommen, die in der NS-Zeit Jugendliche und junge Erwachsene waren. Die richtigen Worte aber finden sie auch als Hochbetagte nicht. Von Sabine Lueken**

**D**em Film ist ein Zitat von Michel Friedman vorangestellt. Es wirft die Frage auf: »Gibt es die deutsche Erinnerungskultur überhaupt?« Betrachtet man »Das Ungesagte«, drängt sich die Antwort auf, dass Erinnerungskultur inzwischen vor allem ein von Expertinnen und Experten betriebenes Handwerk innerhalb spezialisierter Institutionen ist, das die breite Gesellschaft kaum erreicht. Zugleich zeigt der Film, wie Alexander Kluge es ausgedrückt hat, die Lücke, die der Teufel lässt: Es wird viel erzählt, doch manches bleibt unausgesprochen – Abwehr, Schuld, Trauer –, und diese Leerstelle sagt genauso viel über die Zeitzeugen aus wie die geäußerten Worte. Ungesagt ist nicht, was uns dieser Film präsentiert. Bezogen auf die deutschen Verbrechen ist all dies schon vielfach gesagt worden: *Wir wussten nichts, wir haben nichts getan, wir konnten nicht anders.*

Für ihren Film haben Patricia Hector und Lothar Herzog, selbst Angehörige der Enkelgeneration, elf Protagonistinnen und Protagonisten ausgewählt: hochbetagte Menschen zwischen 90 und 100 Jahren, geboren zwischen 1920 und 1936. Sie haben die NS-Zeit nicht als Kinder, sondern als Jugendliche und junge Erwachsene erlebt und gehören – bis auf zwei – zur sogenannten Hitlerjugend-Generation. Patricia Hector, Psychologin, hat sich intensiv auf die Gespräche vorbereitet und verfolgt in den Interviews einen ausdrücklich tiefenpsychologischen Ansatz. Der Film gewährt einen eindrucksvollen Einblick in das kollektive Unterbewusstsein der Deutschen.

Die Gesprächspartner gehören zu den Mitläufern, den schweigenden Zuschauern, zu jenen »aktiven, gefügigen oder stillen Mitmachern, die Ideengeber, Organisatoren, Helfershelfer und Vollstrecker des nationalsozialistischen Massenmordens« waren – zu den »vielen kleinen Stützen Hitlerdeutschlands«, wie Götz Aly sie nennt. Es handelt sich nicht um Kriegsverbrecher oder eindeu-

tig identifizierbare Täter, sondern um ganz gewöhnliche Menschen.

Zwei der Interviewten allerdings sind jüdisch; sie gehören nicht zu dieser Gruppe. Ernest, Jahrgang 1936, wurde als Kind gerettet. Das Bekleidungsgeschäft seiner Eltern im selbst erbauten Stadthaus in Weinheim wurde 1940 enteignet, Geld, Schmuck und Wertsachen wurden von der Gemeinde konfisziert, Alltagsgegenstände, darunter Ernests Dreirad, für lächerliche Beträge versteigert. Deswegen geht er nicht auf Flohmärkte. Als er sich einmal in der alten Wohnung der Familie umsehen durfte, fand er den Schreibtisch des Vaters, Schränke, Gemälde und Zeichnungen weiterhin im Gebrauch der jetzigen Bewohner. Manchmal stellt er sich vor, »diese Leute« könnten ihn »eines Tages« fragen, ob er das zurückhaben wolle. Aber das geschieht nicht. Und dafür zu kämpfen, habe er keine Kraft, sagt er. Ernests Familie wurde zuerst nach Gurs, die Eltern und Großeltern wurden 1941 von dort nach Auschwitz deportiert und ermordet. Er zeigt die Transportliste und sagt, es mache ihn jedes Mal sehr traurig, wenn er sie liest.

Der zweite jüdische Gesprächspartner hat zum eigenen Schutz ein Pseudonym (»Max«) gewählt – das spricht für sich. Auch heute wird er immer wieder mit antisemitischen Äußerungen konfrontiert. Einer der neun anderen Protagonisten, Rudolf (Jahrgang 1924), berichtet, dass das Heim, in dem er jetzt lebt, den Abdruck seines Gedichts über Max Liebermann im Hausblatt nicht erlaubte; offenbar aus Sorge, andere Heimbewohner könnten sich daran stören, denn Rudolf stellt dar, wie es dem Maler unter den Nationalsozialisten erging. Das unangenehme Gefühl, Teil des Volks zu sein, das diese Verbrechen zuließ, ist bei ihm bis heute präsent.

**D**er Film ist in fünf Kapitel gegliedert: »Begeisterung«, »Hass«, »Krieg«, »Schweigen« und »Erbe«. Zwischen die Interviewpassagen sind alte Fotografien der

Protagonisten, Filmaufnahmen – teils aus Schmalfilm-Familienbeständen – sowie historische Aufnahmen der Schauplätze montiert, an denen sie lebten, ergänzt durch Bilder derselben Orte in der Gegenwart. Woher diese Aufnahmen im einzelnen stammen, wird nicht immer unmittelbar deutlich. Doch die unangenehme Aufgeräumtheit dieser Orte – darunter Plätze, an denen einst Synagogen standen, etwa in Hamm und Mayen, oder Ernests Elternhaus in Weinheim – verstärkt das Unbehagen beim Betrachten des Films. Je länger man den Nazi-Mitläufern zuhört, desto unerträglicher werden sie.

Zunächst, erzählen sie, begann alles euphorisch. Die Kindheit in den Nazi-Jugendorganisationen wird als großartig erinnert. Auch wer eigentlich nicht hatte mitmachen wollen, wurde Führerin im Bund deutscher Mädel, begeisterte sich für vormilitärische Geländespiele, lernte Segelfliegen und anderes mehr. Das ist bekannt. »Wir haben alles gemacht, was man machen konnte, und es war unendlich schön für uns«, sagt Albert, Jahrgang 1925, geboren in Leimersheim bei Speyer, über seine Zeit in der Hitlerjugend.

Doch schon bald sah die Welt anders aus: Krieg, Nahkampf, töten, Erschießungen. Davon – fast beiläufig – die einsetzende Judenverfolgung und Deportation. Davon habe man nichts gewusst, heißt es. Wo sie denn plötzlich alle geblieben seien? Auch im Krieg, so die Erzählungen, habe man geglaubt, zur Herrenrasse zu gehören, allen anderen überlegen zu sein – den Russen, den Polen und am meisten den Juden.

Rudolf erinnert sich, dass er mit den jüdischen Kindern nicht mehr spielen durfte. »Man wusste dann: Da ist nichts dran zu ändern. Es lässt sich nicht anders lösen, das Problem. Schluss. Aus. Weg.« Hier folgen die Erinnerungen von Max, 1927 in Breslau geboren und dort aufgewachsen. Er berichtet, wie der Schulweg für ihn zum Spießrutenlauf wurde, wie andere vor ihm ausspuckten und ihn beleidigten. Er erinnert sich aber auch an seinen Freund Dietrich, genannt Würstel,

dessen Bruder SS-Mann war und der trotzdem zu ihm hielt. Max lächelt fein, als er erzählt, wie Würstel für ihn Reisemarken – also Lebensmittelgutscheine – klate. Werner, Jahrgang 1920, bedauert bis heute, dass er einem jüdenfeindlichen Gepöbel nicht widersprach. Seinen Klassenkameraden Theo habe er zwar immer wieder in Schutz genommen, dieser galt jedoch als »lebensunwertes Leben« und wurde später von den Nationalsozialisten »weggemacht«.

Entscheidend war oft die Einstellung der Eltern, die im Kaiserreich sozialisiert worden waren und den Ersten Weltkrieg erlebt hatten. Anke, 1928 in Stralsund geboren, berichtet, dass zu Hause nicht diskutiert wurde; eine eigene Meinung oder Widerworte waren nicht erlaubt. Der Vater, ein Beamter, war – »um auch das preiszugeben« – Mitglied im Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps und in der NSDAP, »wie fast alle«. Die Mutter – »Frauen sind ja oft fanatischer« – war in der NS-Frauenschaft. Das hätte sie nicht müssen, aber: »Aus der Jugendbewegung gingen ja viele in die Partei rüber – die Wandervogel.«

Anke stammt aus einer kinderreichen Familie, acht Geschwister, sie selbst und ihre Schwestern blond bezopft. Sie zeigt das »Mutterkreuz« ihrer Mutter, das sie aufbe-

Lied »Hohe Nacht der klaren Sterne« des Nazi-Dichters Hans Baumann. Die religiös aufgeladene Sprache habe sie gepackt, das Streben nach Größe und Anerkennung für das deutsche Volk angetrieben; dazu fühlten sie sich berufen. »Das Zeug hat man dann nachgebetet. Für die anderen hatten wir keine Gedanken.«

Hildegard, 1922 in einem hessischen Dorf geboren, war – wie sie sagt – für das Heroische sehr empfänglich und wollte sogar den Opfertod in Kauf nehmen. Selbstverständlich ging sie als junge Rotkreuzschwester an die Front. Die Juden galten damals – ihr zufolge – als böse. Jakob, Jahrgang 1924, Sohn eines Landwirts in Rheinland-Pfalz, erzählt, dass ihm immer wieder »vorgeprügelt« wurde, Juden und Bolschewismus seien an allem schuld. Allen nichtjüdischen Interviewten galt seinerzeit die Judenfeindlichkeit als selbstverständlich.

Von diesen KZ? Wusste ich nichts«, sagt Hildegard. »Nein, das haben wir nicht gewusst, das KZ, nein, das muss ja schlimm gewesen sein.« Und: »Dass die nicht wiedergekommen sind, das ging im Krieg unter.« Albert, der zunächst davon berichtet, wie die Juden aus dem Ort getrieben wurden, erinnert sich an einem anderen Tag nicht mehr dar-

genommen. »Auch Jakob, der im Nachbarort die Synagoge brennen sah, sagt, dass »die Geschäfte kaputtgeschlagen, geplündert wurden, das habe ich mir nicht angesehen.« Noch heute fragt er sich erstaunt: »Was haben diese Leute verkehrt gemacht?« Zwischen solche Überlegungen haben die Filmemacher zum Glück die Beiträge der beiden jüdischen Überlebenden geschnitten. Deren Berichte wirken wie Kommentare zu den unwidersprochenen Aussagen der anderen.

Für die jungen Männer folgte nach der Hitlerjugend die Wehrmacht. Nach der Musterung fühlten sie sich wie »richtige Kerle« und schmusten mit den Mädchen, wie Albert berichtet. Er ging zur Kriegsmarine; die Helden der Seeschlachten in den Büchern, die er las, waren seine Vorbilder.

Viele der Männer erleben ihre Kriegserlebnisse im nachhinein wie Bilder aus einem Film, der ihnen vor Augen kommt, wenn sie nachts nicht schlafen können. »Das ist schlimm, wenn Sie anderen nicht helfen können«, berichtet Jakob, der als Gefreiter in der Ukraine war und über eine größere Menge militärischer Auszeichnungen verfügt. Er erzählt von Häusern mit Zivilisten, die mit Panzergranaten »glatt gemacht« wurden und von einem »armen Kerl« – »das waren alles prächtige Kerle« – der einen Granatsplitter mitten in die Stirn bekam. »Wenn das alles ruhig abgegangen wäre, dass nur wir geschossen hätten ... Aber so ... Das tut richtig weh.«

Auch Kurt war an der Ostfront. »Das kann man sich heute gar nicht vorstellen, was man da getötet hat«, sagt er, »wenn Hunderte Russen auf einen zukamen« – mit »Uräh«-Geschrei und Lumpen an den Füßen. Während der Ardennenoffensive erschoss er im Nahkampf einen Amerikaner mit der Pistole. Aus Selbsterhaltungstrieb habe er gehandelt, sagt er, doch heute tue es ihm leid, einen Menschen »ermordet« zu haben.

Albert berichtet, dass ihn die Gewalt, die er anderen angetan hat – er war auf einem Panzerkreuzer im Einsatz – nicht sehr belastet habe, da sie nicht direkt ausgeübt wurde. Auch er bewahrt eine größere Menge militärischer Orden auf. Rudolf wiederum empfand ein Gefühl der Ohnmacht, als er von einem Cousin seines Vaters, der bei der Polizei war, von der Erschießung der Juden kurz nach dem Angriff auf die Sowjetunion erfuhr: »Dass man da ein ganzes Volk ausrotten wollte ... Das war nicht zu verkraften.«

Werner erinnert sich an eine Situation, in der sowjetische Kriegsgefangene einzeln vorgeführt und erschossen wurden. »Das konnte man doch einem Soldaten nicht als Befehl geben, da hätte man sich doch wehren können«, bedauert er. Er erinnert sich genau, wie sich Freiwillige für solche Aktionen meldeten, etwa für den Befehl: »Es sind zwei Russen zu erschießen.« Der Verantwortliche für diese Aktion, Generaloberst Hermann-Eberhard Wildermuth, war später Minister im Ka-



»Es war unendlich schön für uns«: Verschwommen und in falschen Farben wie diese Schmalfilmaufnahme sind auch die Erinnerungen der Hitlerjugend-Generation

wahrt hat, obwohl ihr Bruder nach dem Tod der Mutter riet, es ebenso wie ein Merkblatt mit zehn Leitsätzen für die Gattenwahl in den Bodensee zu werfen. Sie spricht von dem Gefühl der Geborgenheit, das entstand, wenn sie mit anderen Schulter an Schulter zugetragenem NS-Liedgut marschierte: »Gemeinsam sind wir stark.«

Albert erinnert sich an seine Vereidigung als Kadett mit Tausenden anderen, bei lodernem Feuer und dem ihn ergreifenden

an: »Ich kann mir da keine Schuld geben. Das war so weit von uns weg, dass uns das nicht berührt oder betroffen hat.« Auf Nachfrage macht er die mangelnde »Aufbereitung« für sie als Kinder verantwortlich – obwohl er damals bereits fünfzehn war.

Kurt, geboren 1924, der mit 18 in die NSDAP eintrat, sich freiwillig als Soldat meldete und an der Ostfront war, sagt: »Heute könnte ich sagen: ›Oh, die armen Juden‹, aber damals haben wir das einfach so hin-



binett Adenauers, und eine deutsch-französische Kaserne wurde nach ihm benannt. Rolf, 1935 geboren, erinnert sich an Nächte im Keller während der Bombenangriffe und an den Feuersturm in Hamburg. Er weint, als er an seine getötete Großmutter denkt.

Das Kriegsende erlebten alle dramatisch: Verlust der Großmachtphantasien und Illusionen, Angst vor Vergewaltigung durch die »Russen«. Roselotte, geboren 1927, berichtet, dass ihr Vater, der Blockwart gewesen war, von den sowjetischen Besatzern abgeholt wurde – obwohl er »keinem Menschen was getan« hatte. Die von den Deutschen verübten Greuel wollten die meisten zunächst nicht wahrhaben, oder sie glaubten sie nicht.

»Es war fast die Regel, dass Soldaten schweigsam waren, wenn sie heimkamen«, sagt Albert. Er habe es an sich selbst erlebt: »Ich hab' nie das Bedürfnis gehabt zu erzählen.« Und es habe auch niemand gefragt. »Es blieb ungesagt. Es blieb begraben.« Aber auch Max, der jüdische Überlebende, war verschlossen. Er habe seinen Kindern nichts erzählt: »Sie sollten so aufwachsen wie normale Kinder.« Jakob kann heute nicht mehr weinen, selbst nach dem Tod seiner geliebten Frau nicht.

Die Interviewer fragen nach Scham und Schuld. Kurt antwortet: Nein, ganz Deutschland habe »dem ja zugejubelt, warum sollte ich die einzige Ausnahme sein, die gedacht hat?« Bei ihm zeigt sich, was Arno Klönne als wesentliches Resultat der NS-Erziehung beschreibt: der Abbau jeglichen intellektuellen Interesses an gesellschaftlich-historischen Fragen. Kurt: »Wir hatten keine politische Meinung. Uns ging es gut, und es war alles da, wir hatten doch gar keine Beschwerden. Der kleine Mann hat doch gar nicht erfahren, was im großen und ganzen los war.«

Das eigene Leid tritt in diesem Zusammenhang in den Vordergrund. Anke sagt: »Ich hab' auch mein Teil abgekriegt ... Ich hab' auch büßen müssen für das Reich.« Hildegard wird richtig ärgerlich: »Ich hab' doch nicht zum Krieg beigetragen.« Albert meint: »Wir haben getan, was uns als notwendig erklärt worden ist, dafür würde ich mich bei niemandem entschuldigen. Im nachhinein ... Ja, wahrscheinlich war es Mord. Aber damals war es Pflicht, es war unsere Aufgabe, den Feind auszulöschen. Dafür waren wir da, und das haben wir gemacht.« Er habe sich gnadenlos, rücksichtslos und menschenunfreundlich verhalten und bereue bis heute nicht. Hinterher zu bereuen ändere nichts: »Eine Zwickmühle, die ich nicht auflösen kann.«

Ab einem gewissen Punkt setzt bei fast allen diesen Nazi-Tätern und Mitläufern eine Abwehrhaltung ein. Die Akzeptanz der eigenen Schuld bleibt – sofern sie überhaupt eingeräumt wird – auf einer formelhaften, abstrakten Ebene. Eine tiefere Anerkennung

würde auch bedeuten, die eigene Jugend, die sie als die schönste Zeit ihres Lebens erinnern, in Frage stellen zu müssen.

Vor diesem Hintergrund zeigt der Film, wie die Interviewten trotz der erlebten Verluste und Greuel nur schwer Zugang zu Trauer und emotionaler Verarbeitung finden, sobald es um andere als sie selbst geht. Die von Margarete und Alexander Mitscherlich 1967 diagnostizierte »Unfähigkeit zu trauern« erscheint hier erneut als kollektive Haltung der Deutschen, tief verankert in NS-Sozialisation, Kriegserfahrungen und einer Nachkriegsgesellschaft, in der – wie Norbert Frei es beschrieben hat – »therapeutisches Beschweigen« lange als Voraussetzung für Normalisierung galt.

Was aber bedeutete dieses Beschweigen im Alltag nach 1945? Wie konnten »diese Leute« nach 1945 weiterleben? Wie gingen sie mit ihren Kindern um, die ihnen – wie alle berichten – kaum Fragen gestellt haben? Nur Roselotte spricht es aus, mit den Tränen kämpfend: Sie habe weitergegeben, wie sie selbst erzogen worden sei, und ihren Sohn ebenso erzogen. »Das mit dem Umarmen hab' ich auch nicht gemacht, weil ich es nicht gekannt hab'.«

Die Interviews zielen weniger auf Konfrontation als auf das Freilegen innerer Bilder, Gefühle und Selbstdeutungen. Erinnerung erscheint hier nicht als historischer Bericht, sondern als psychischer Prozess. Das erzeugt Nähe – und macht zugleich deutlich, wie Selbstentlastung, Fragmentierung und anhaltende Empathielosigkeit die Erzählungen prägen.

Die Gliederung des Films in fünf Kapitel ordnet dieses Material und schafft Vergleichbarkeit. Zugleich reproduziert sie ein vertrautes Deutungsmuster – von der Verführung über Eskalation zur späteren Sprachlosigkeit –, obwohl antisemitische Weltbilder, soziale Anpassung und Gewalt historisch eng miteinander verschränkt waren.

Der Film verzichtet auf kommentierende Einordnung und überlässt die Urteilsbildung vollständig den Zuschauern. Ob diese Offenheit eine Einladung zur kritischen Reflexion ist oder eine riskante Delegation von Verantwortung, bleibt offen. Vielleicht liegt darin auch eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage: Erinnerungskultur zeigt sich weniger als fehlendes Wissen denn als fortbestehende Schwierigkeit, die Bedeutung des längst und oft Gesagten für das eigene Verständnis und Gewissen nachzuvollziehen. ●

»Das Ungesagte«. Regie: Patricia Hector und Lothar Herzog. Deutschland 2025, 149 Minuten. Seit November 2025 in ausgewählten Kinos. Kommende Aufführungszeiten und -orte auf der Webseite [www.dasungesagte.de/kinotermine](http://www.dasungesagte.de/kinotermine)

**Sabine Lueken schrieb in konkret 1/26 über den Roman *Aufrecht* von Lea Ypi**

## Killerwinter

Ein Freund war sarkastisch geworden, weil wegen Schnee im Januar Schulen schlossen und Busse nicht fuhren, und in sanft ironischer Wutbürgerlichkeit schickte ich ihm den Link zu einer historischen Aufnahme auf Youtube, die zeigt, wie die Bundesbahn Mitte der fünfziger Jahre stolz darauf ist, dass sie im dicksten Winter »überall dort, wo Gleise liegen«, den Betrieb aufrechterhält und bei minus dreißig Grad die Loks an meterhohen Schneewehen entlangdampfen lässt; zu Zeiten freilich, als man die »amtliche Frostwarnung« – als Warnung davor, dass es im Januar kalt werden kann – noch für einen Witz gehalten hätte. Je kaputter die Welt, desto sensibler die Instanzen, und da wird der Winter zu einem »harten« (Presse), auch wenn es nach einer Woche »Schneechaos« (lies: Schneefall) schon wieder taut. Aber da immer alles zwei Seiten hat, sind die zeitgenössischen Schmalspurwinter ein Segen für Menschen, die kein Obdach haben, und es werden immer mehr: »Laut der Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) Wohnungslosenhilfe betrifft Obdachlosigkeit in Deutschland derzeit etwa 56.000 Personen, und das ohne die Dunkelziffer. In den USA wurden im Winter 2024 mehr als 770.000 *homeless people* gezählt – eine Folge der Fentanyl-Krise sowie der hohen Lebenshaltungskosten. Die Zahl in Deutschland ist trotz Hilfseinrichtungen wie den Kältebussen schlimm genug, speziell in diesem harten Winter. Notunterkünfte melden, dass sie an die Grenzen ihrer Kapazitäten geraten. Vier obdachlose Menschen sollen laut BAG Wohnungslosenhilfe nun bereits erfroren sein.«

In diesem harten Winter nämlich, der so hart nicht mehr werden kann, dass er sich zum Bundesbahn-Winter von 1956 nicht eher wie ein November verhalten haben wird, jedoch als außergewöhnlich böser auftreten muss, um für Kapazitätsgrenzen und tote Obdachlose immerhin mitverantwortlich zu sein. Denn bürgerliche Berichterstattung, ob in München oder andernorts, die in Einkaufszeilen Erfrorene schlimm findet, ist die mit dem Arsch an der Heizung, und mit der Frostwarnung ist es so wie mit allem, was Verantwortung individualistisch zurückspielt: Selbst schuld, wer die Warnung in den Eiswind schlägt und bei solchem Wetter draußen schläft.

**Stefan Gärtner**